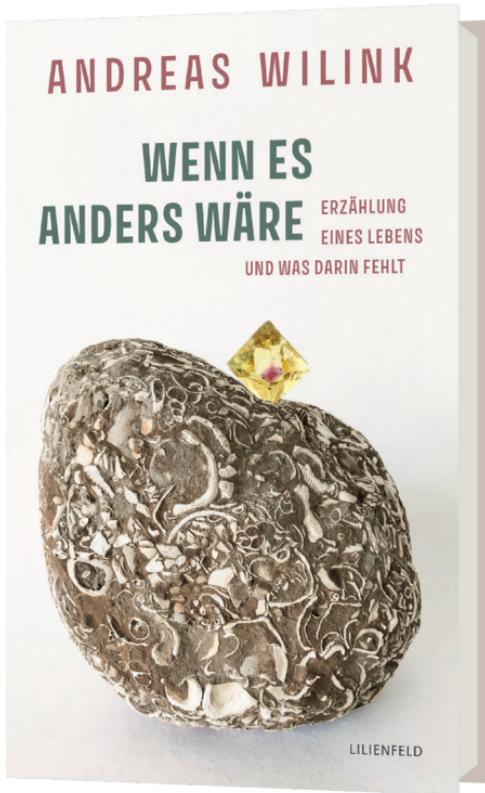




LILIENFELD  
VERLAG

*Leseprobe*



ANDREAS WILINK  
**WENN ES ANDERS WÄRE**  
Erzählung eines Lebens und was darin fehlt  
© Lilienfeld Verlag  
ISBN 978-3-910266-08-7

ANDREAS WILINK

WENN ES  
ANDERS WÄRE

Erzählung eines Lebens  
und was darin fehlt

LILIENFELD VERLAG

*Wenn ein Mensch dahin ist, nimmt er  
ein Geheimnis mit sich: wie es ihm, gerade ihm –  
im geistigen Sinn zu leben möglich gewesen sei.*  
Hugo von Hofmannsthal, *Buch der Freunde*

*Es ist komisch, aber ich kann eigentlich  
von vielem in meinem Leben sagen, »beinah«.*  
Theodor Fontane, *Effi Briest*

## PROLOG

Manchmal, wenn ich auf der Bühne, im Restaurant, im Vorübergehen einen dir ähnlichen jungen Mann sehe, mit einem wirbelnden Haarschopf, wie du ihn hast, oder mit einer mich an dich erinnernden Statur oder Silhouette, die mir ins Fleisch schneidet wie eine scharfe Kante von dünnem Papier, empfinde ich Beunruhigung, ja, auch Genugtuung, und schäme mich gleichzeitig dafür, ihn mit dir in Vergleich zu setzen und deine und seine Begabung, Emphase, Grazie, Aussehen, Persönlichkeit gegeneinander abzugleichen. Als würde der Vorrang, den du hast, durch den Maßstab, den ich anwende, verringert. Als könnte dein Herausgehobensein gekappt werden. Blödsinniger Befreiungsversuch. Gefangenschaft und Sehnsucht, gehören die denn, passen die denn zusammen?

## NACHT DES KINDES

Lange Zeit schlafe ich bei meinem Großvater. Mein Bett ist eine Couch in einer Nische seines Wohn- und Arbeitszimmers. Diese smaragdgrüne Liege, in deren festen Stoff ein Rankenmuster lanzettförmiger Blätter eingewebt ist, bleibt tagsüber für meine Stofftiere reserviert. Sie grasen ohne zu fressen auf einer Wiese, die weder blüht noch welkt. Die Schiebetüren verbinden den großen Raum mit seinem Schlafzimmer, in dem auch die Hälfte des Ehebetts frisch bezogen wird, die seiner schon seit zwei Jahrzehnten nicht mehr lebenden Frau gehört hat. Das Pendant dazu ist die Familiengruft, deren unbelegte Hälfte darauf wartet, dass der Erde neue Nahrung zugeführt wird. Dunkle schwere Eichenmöbel umstellen das Bett. Ich lecke gern an dem matten Holz, es hat einen mir angenehm bitter-herben Geschmack. Oft, wenn ich aufwache und mich fürchte, husche ich, nachdem ich ganz leise einen Spalt der Schiebetür aufziehe, hinüber und schlüpfe auf der freien rechten Seite des Bettes unter die Decke. Im Winter ist es schöner, weil die wohlige Wärme belohnt für die Kälte unterwegs, weshalb ich den Gang Sekunde um Sekunde hinauszögere. Ab einem gewissen Zeitpunkt, ich weiß nicht mehr, wann und weshalb, ändert mein nächtliches Wandern sein Ziel,

obwohl der Weg dorthin weiter, kälter und beängstigender ist. Ich verlasse beklommen, weil ich annehme, dass Opa es mir verargen und als Untreue betrachten würde, das Zimmer, durchquere, ohne Licht einzuschalten, den Flur, nehme schnell und stolpernd die nach einem Absatz eine Biegung machende Treppe hinauf zur ersten Etage, laufe ins Schlafzimmer meiner Eltern und lege mich zwischen sie. Als ich eingeschult werde, bekomme ich mein eigenes Zimmer.

Das ziegelrote kastenförmige Haus mit Walmdach steht im »Weder noch«. Das Dorf ist keins mehr, obwohl es noch Gehöfte, Weizen-, Roggen- und Maisfelder und Kuhweiden gibt, die von zwei Seiten an die Hecke unseres Grundstücks reichen. Die Allee – alle Kastanienbäume sind gefällt – wurde zur breiten, vielbefahrenen Straße ausgebaut, die die Verbindung zur nahe gelegenen niederländischen Grenze herstellt. Der ländliche Charakter ist gewichen, seit Neubauten, Ein- und Mehrfamilienhäuser, Lücken besetzen, sich vereinzelt Gewerbe breit macht und ein Supermarkt eröffnet hat, der die Stelle des Lebensmittelgeschäfts übernahm, in das ich vorher oft noch kurz vor Ladenschluss hinübergelaufen bin, weil irgendeine Zutat in der Küche gefehlt hat. Aber Stadt oder Vorstadt ist hier auch nicht. Ein Zwischenzustand. Die alte Gaststätte schräg gegenüber, in der Großvater nach dem sonntäglichen Kirchgang einen Schnaps trinkt, der Laden mit Haushaltswaren, in dem die Bauern die Ausstattung zur Ehegründung kaufen, die ehemalige Schule mit dem Kanonenofen, in der ich die erste und die zweite Klasse besuche, bevor wir in die neu erbaute wechseln, haben ihre Funktion ganz oder weitgehend verloren. An dem grasgenarbtten Platz, der unseren umzäunten Vorgarten von der Straße trennt, hält der

sogenannte »Holländerbus«, der die Strecke von drei Kilometern bis in die Bocholter Innenstadt befährt und den ich während der neun Jahre auf dem Gymnasium benutzen werde, wenn ich nicht mein Fahrrad nehme.

Der Dumme des Dorfes, harmlos und freundlich, heißt Bernhard. Er trägt eine abgenutzte Drillichjacke, zu weite Hosen, Schiebermütze und Holzschuhe. Großvater spricht mit ihm Plattdeutsch und erteilt ihm den Auftrag, er solle »uppassen«, während das Kind im Laufstall auf dem Rasen unter dem Kirschbaum spielt. Bernhard harrt stundenlang aus und bewacht mich, getreu und nicht anders als unser Hund Bobbie. Wehe, ein Fremder oder auch nur der Postbote kommt uns zu nahe. Bernhard kann wütend werden und mit einem seiner Holzschuhe nach dem Störfried werfen. Einmal, als ich mir so viele Kirschkerne derart hoch in die Nase schiebe, dass sie feststecken, schreit er das Haus zusammen, und ich werde eilig ins Krankenhaus gebracht, wo man sie herausholt. Bernhard bekommt von Opa eine neue Joppe.

Das Erdgeschoss bewohnen Großvater mit einem separaten Wohn- und Schlafzimmer, meine Eltern und ich. Die geräumige Küche, den Wintergarten, das Bad benutzen wir gemeinsam. Im ersten Stock, in dem Margret, eine der drei älteren Schwestern meiner Mutter, mit ihrem Mann und Sohn lebt, liegt außerhalb ihrer abgeschlossenen Etage noch das Schlafzimmer meiner Eltern. An der Treppe, die weiter zum ausgebauten Dachboden führt, schließlich auch mein Zimmer, ebenfalls in einem »Weder noch«. Das Haus, 1930 von Großvater, dem Bezirksschornsteinfegermeister, für seine Familie mit sieben Kindern und für die Handwerkslehrlinge mit Kost und Logis geplant, ist für drei Parteien, trotz des vielen Platzes und des ausgebauten Dachs,

nicht besonders gut geeignet. Der nach vorn hinaus gelegene Wintergarten mit den breiten und tiefen steinernen Blumenbänken, in denen die Pflanzen im Mutterboden wie in Beeten wachsen, ist der bevorzugte Aufenthalt. Die Küche mit eigenem Essbereich blickt in den rückwärtig gelegenen Garten, über den als Nebenkriegsschauplatz Streit entbrennt, wer ihn wie anlegt und pflegt. Auf der Eichenbank an der Küchenfensterfront sitze ich, um meine Schularbeiten zu machen: *agricola, agricolae, agricolae, agricolam*.

»Peiatz«, so sagt Großvater zu mir. Ein Kosename, in dem etwas von Eiapoepia wie auch von Frechdachs mitklingt. Das vollwangige Gesicht unter dem kurz gehaltenen dünnen weißen Haar und mit dem schmalen weißen, überhaupt nicht borstigen, sondern feinhaarigen Oberlippenbärtchen über dem mit harter Linie gezogenen Mund erhält durch die großen, braunen, in feuchter Wärme schwimmenden Augen den begütigenden Ausgleich zu seiner Strenge. Meine Mutter und ich haben die gleichen Augen. Die vier Töchter hängen zärtlich an ihm. Die beiden Söhne stehen zu ihm in achtungsvoller Haltung, die sich, als sie junge Männer geworden sind, zum Sicherheitsabstand vergrößert hat. Es gilt preußisch-protestantischer Gehorsam. Die Gesellen des Handwerkerbetriebs hatten vor den zwei Söhnen rangiert, erst recht vor dem jüngeren, dem Gymnasiasten, während der ältere in den gleichen Beruf eingetreten ist. Das »Herr Vater« war keine Floskel. Die mir, dem Enkel, geschenkte, allein mir geltende Zuneigung, obwohl es noch sieben weitere Enkelkinder gibt, kennen die Söhne von ihm nicht.

Großvater lässt mich zusehen, wenn er einen Apfel schält, wobei sich die Schale in einer langen gleichmäßigen Schlange aufs Zeitungspapier ringelt und er dann die

Kerne aus dem Gekröse pult, um sie zu sammeln und im Winter als Vogelfutter zu verwenden. Er lässt mich unter seinem eckigen Esstisch, der mit sechs ledergelasterten Stühlen und einer wuchtigen Kredenz einen Gutteil des Wohnzimmers füllt, zwischen den Beinen mit den überkreuz stehenden Streben spielen und die hölzerne Ritterburg und ledernen Indianertipis aufbauen, sogar während seines Mittagsschlafs im Sessel, wenn es still zu sein hat im Haus. Er fährt mit mir in seinem Wagen in die Stadt, nachdem er ihn umständlich rückwärts aus der Garage gelenkt hat. Er nimmt mich bei der Hand, wenn wir durch den Garten gehen oder entlang der Felder spazieren, die unser Haus umgeben. Dann hat er seine Baskenmütze aufgesetzt; die flauschige Hausjacke ersetzt ein durchgeknöpfter altmodischer Gehrock. Manchmal, wenn wir uns auf den Weg machen, blicke ich hoch und sehe meinen zweieinhalb Jahre älteren Cousin, den einzigen Sohn von Tante Margret, am Fenster stehen und zu uns herunterschauen. Ich begreife nicht, weshalb er in seinem Verhalten mir gegenüber feindselig, schroff und ruppig ist. Die Mahlzeiten nimmt Großvater nicht mit meinen Eltern und mir gemeinsam in der Küche ein. Meine Mutter serviert sie ihm, pünktlich nach der Uhr, in seinem Wohnzimmer. Oft verlasse ich den Tisch nach der Hauptspeise und esse bei ihm das Dessert, Quark oder Pudding mit Kompott, während im Radio ein Mittagskonzert spielt. Allein sitzt er bei sich und horcht auf die Geräusche, die seiner Hausordnung zuwiderlaufen könnten. Sogar zum sonntäglichen Gottesdienst fährt er unabhängig von uns mit dem Auto.

## DIE ZWEITE HAUT

Mein Vater holt mich vor der Zeit aus dem Landschulheim ab, in dem meine Klasse während des ersten Schuljahrs am Gymnasium für eine Woche einquartiert ist. Ich bin froh, fortzudürfen. Das Wetter ist schlecht, das auf Plastikgeschirr verabreichte Essen miserabel – morgens dünner Kakao aus Blechkannen, an deren Tüllen faltige Milchkhäutchen kleben, Graubrot, übersüße Erdbeermarmelade, Aufschnitt, mittags Eintopf oder Stampfkartoffeln mit Bratensoße und »Leipziger Allerlei« (Erbsen und Möhren aus der Dose), abends kalte Grießschnitten, teigig dicke Pfannkuchen oder Butterbrot. Die Räume sind mäßig geheizt, Handtücher und Bettzeug klamm, die Nächte in doppelstöckigen Betten im Viererzimmer und das Gemeinschaftsbad vor den langen trogartigen Waschrinnen mit hoch darüber angebrachten Kränen, die ihr Wasser pladdernd ins Becken spritzen, für mich ungewohnt. Tagsüber trotten wir mürrisch von unserer auf einer Anhöhe gelegenen Burg hinunter ins Dorf Nütterden und weiter in das niederrheinische Feuchtgebiet mit seinem störrischen Reichswald. Unser Latein- und Klassenlehrer Schulze-Schwering lässt uns singen »Als die Römer frech geworden, simserim simsim simsim«, ohne dass wir Sextaner für das einstige Kampf-

und Marschlied des aufkeimenden deutschen Nationalbewusstseins Sinn und Verstand gehabt hätten. Für Caesars *De bello Gallico* sind wir noch zu jung. Kleines Latinum. Der Lateinunterricht begleitet uns während der neun Jahre von Sexta bis Oberprima auf dem humanistischen Gymnasium, dessen Direktor Heinrich Weber, selbst Altphilologe, sich von unserer Klasse in der Obertertia erstmals abringen lässt, wählen zu dürfen zwischen Griechisch und Französisch. Ich gehöre zu den Franzosen, als der Präzedenzfall beschlossen ist – den Französischunterricht erteilt Weber selbst.

Großvater, der schon bettlägerig gewesen ist, bevor ich abgereist bin, geht es zunehmend schlecht, er möchte mich in seiner Nähe haben. Als er mich sieht, sagt er nur: »Der Peiatz.« Das am Brusteinsatz gefältelte weiße Nachthemd hat einen winzigen roten Fleck. Auf dem Fußboden neben dem großen Doppelbett steht eine flache weiße Emailschüssel, deren Inhalt am Bodengrund ich lieber nicht genau ansehe.

Seine zwei nicht im Elternhaus gebliebenen, ins Rheinland und in den Oberharz gezogenen, dort kinderlos verheirateten Töchter sind seit mehreren Wochen bei uns. Sie, Emma und Berta, sowie meine Mutter und die vierte Schwester Margret wechseln sich in der Pflege und in den Nachtdiensten für Großvater ab und organisieren gemeinsam, nicht frei von Rivalität, den Haushalt. Vorausplanend haben sie schwarze Kostüme gekauft oder die vorhandenen umarbeiten lassen von der Schneiderin meiner Mutter, die Frau Sauerbrei heißt, was mich derart erheitert, dass ich es darauf anlege, häufig die Sprache auf sie zu bringen: Wollte Frau Sauerbrei nicht schon längst die fertigen Kostüme vorbeigebracht haben? Die Schwestern kaufen sich

meistens ähnliche Kleidungsstücke – Sommerkleid, Übergangsmantel, Rock und Bluse oder eine Krokohandtasche, die sich nur in Farbe, Schnitt oder weiteren kleineren Details unterscheiden. Während das schwarze Kostüm meiner Mutter mit einem Ozelotkragen abschließt, zeigt das von Tante Margret Silberfuchs am Revers sowie als Stulpen am Ärmel, die anderen haben schwarzen Persianer- und braunen Nerzbesatz.

Auch die Pelzmäntel gleichen einander. Sie dienen nicht nur gegen Winterkälte, sondern stellen gediegen gutbürgerliche Verhältnisse aus. Josef Telake, Kürschner, Geschäftsmann und Stammtischbruder eines meiner Onkel, hat die kurze, flinke Gestalt und die verkniffen schlaue, taxierende Miene, gesteigert durch den nervösen Tic, das linke Auge fest zuzukneifen, des Laurel-and-Hardy-Widersachers James Finlayson. Im schummrigen Halbdunkel seines Ateliers, aus dessen rückwärtig gelegener Werkstatt der Geruch gegerbten Leders, das stumpf gewordene, strenge Tieraroma der Felle, der Stechreiz chemischer Lösungsmittel und der stoffliche Duft von Futterseide, Loden und Wolle austreten, trägt »Jupp« immer einen weißen Kittel wie ein westfälischer Hubert de Givenchy. Im Frühjahr nimmt er die Pelze der Damen an sich und hängt sie bis zum Herbst in Jutesäcken in eine klimatisierte Kammer. Alle paar Jahre wird das gute Stück auseinandergenommen und, gemäß modischer Direktiven, geändert, verlängert oder gekürzt, glockig geweitet, gerade oder eng auf Taille geschnitten, werden talergroße Knöpfe doppelreihig angenäht oder wird eine verdeckte Knopfleiste angebracht, hinter der sich Metallzähnen ineinander verbeißen. Ich liebe es, am Mantel meiner Mutter diese Häkchen zu schließen und dabei das lockige Vlies an den Fingern zu

spüren. Seit ich Gustav Schwabs *Sagen des klassischen Altertums* lese, weiß ich, dass ein Vlies das abgezogene Fell eines Widder- oder Stiergottes ist. In späteren Jahren denke ich darüber nach, dass und weshalb in den Büchern Mose des Alten Testaments das strotzend virile, mächtig drohende Tieridol zum Goldenen Kalb verkleinert wurde. Die christliche Lehre hat das Triebgeschehen des johlend geilten Volkes am Berg Sinai infantilisiert und enterotisiert.

Eines Nachts, die Nacht, in der Großvater stirbt, höre ich die Unruhe im Haus – Stimmen, Bewegung, Schritte auf der Treppe, Türen, die zufallen, das Motorgeräusch eines abfahrenden Wagens und die Ankunft mehrerer Autos. Das Licht zieht einen geraden Strich unter der Türritze. Niemand kommt. Ich werde nicht geholt. Bleibe allein. Schlaflos. Lauschend. Können die Erwachsenen geglaubt haben, das Kind würde von all dem nichts bemerken?

Die Eltern beziehen Großvaters Schlafzimmer mit ihrem Mobiliar aus rötlich-gelbem Kirschholz. Großvaters schwarzes Ebenholzkreuz über dem Ehebett bleibt hängen. Ihr oben gelegenes Zimmer wird mit meinem zu einem einzigen größeren verbunden. In manchen Nächten nehme ich nun den umgekehrten Weg, von oben nach unten.

## DER TÄNZER

Am Abend meines Geburtstags schenkt mir Anders eine Fotografie von sich. Sie zeigt ihn in der Maske der griechischen Göttin Hekate. Ihr mythischer Steckbrief weist ihr Zuständigkeit für die Unterwelt, für Schwellenübergänge, Wandel und Wechsel zu. Das Bild zu betrachten, ist für mich wie eine Meditationsübung: Anders' Blick aus den Augenwinkeln; der Fleck auf der Wange, gekerbt wie in porösen Stein; die scharf hervorspringende, halb verschattete Nase, die ein dunkles Dreieck bildet; gepresste Lippen; das Kinn, das sich in eine Schattenlinie verlängert, als säße dort ein Hebelmechanismus, der das Sprechwerkzeug blockiert, manipuliert und bewegt; die Krallenhand, aus der hervor sich eine Schlange ringelt; schließlich das Kleid, gepanzert zur Rüstung, und die sich aufbauende Körperdiagonale, die als Trennlinie das Bildrechteck durchschneidet. All das signalisiert: Gefahr durch den Gefährdeten, Drohung und Bitte, Skepsis und Abschätzen, ein »Komm mir nicht zu nahe« und »Du ahnst nicht, worauf du dich einlässt«, Lockung und *I lock my door upon myself*, Versprechen und Verbot, das versagte Glück und die Gnade des Vorenthaltens. Das Wagnis, sich auf einen Menschen einzulassen.

Wenn Anders tanzt, beinahe auf dem Fleck, sind die Füße leicht nach außen gedreht und verschleifen am Boden. Wenn er beschleunigt, kommen die Schultern ins Spiel. Sie beginnen zu rotieren und steigern ihr Kreisen, als wären es Treibstangen einer Lok, bis der Kopf im Takt nickt und der ganze Mensch, beharrlich konzentriert, wippt und pulsiert. Trotzdem scheint in ihm der Leichtsinn aufgehoben. Die beseelte Maschine, geborgen in sich, glücklich allein aus sich und mit sich.

Einmal noch dies können. Oder vielmehr: es sein. Wie ist es gewesen? Heißt es nicht, Schmerzen legen ihre Lernspur? Verbindet sich nicht noch nach Jahrzehnten ein Aroma mit einer bestimmten Erinnerung? Als ich vor einiger Zeit die Cafeteria in Buchenwald betrat, war im selben Moment der Geruch von Landschulheim da, unerklärlich, aus welchen Molekülen zusammengesetzt und wo abgespeichert in mir. Anders meint, das Reinigungsmittel könnte es gewesen sein. Ich glaube das nicht.

Einmal noch mit der Hand ins eigene Haar greifen, es in seiner Fülle kaum zu fassen kriegen und es dann Luftstrom und Wind überlassen, bis es zurückfällt in einen Wirbel. Vorbei. Die Geste hat sich selbst vergessen. Ich greife, aber unwillkürlich verändert die Hand ihre Form, spreizt nicht die Finger, die die Strähnen bauschen und lockern würden, sondern wird zur Fläche, duckt sich wie der Rücken eines erschrockenen Tiers auf dem Feld, wölbt sich zum Schutz und fasst die Stirn, als würde sie Stütze und Halt brauchen vom Ermüden durch Gedanken. Bewegung und Gegenbewegung.

Auf meinen Schreibtisch stelle ich die Fotografie eines Kindes. Ein Porträt. Der Junge von etwa fünf Jahren trägt einen eckig ausgeschnittenen schwarzen Strickpullover

über den sich, mit einem geschlossenen Knopf, der Kragen des weißen Hemdes legt wie eine Callablüte. Nur das linke Ohr ist sichtbar, das Haar nahezu gerade geschnitten, es lässt einen Teil der Stirn frei. Die großen Augen unter den fein gezeichneten hellen Brauen blicken nicht in die Kamera, sie fixieren nichts, sondern richten sich nach innen. Die Wangen sind noch rund und weich, der Mund mit den geschlossenen Lippen ist im Verhältnis zum Übrigen des Gesichts eher klein und wie von vorausschauender Traurigkeit zusammengezogen. Das Kind war ich. Bin ich es noch? Auge in Auge mit ihm – mit mir – suche ich in der Miene etwas vom Fühlen und Ahnen zu gewärtigen, das das Damals ans Heute bindet, das Heute aus dem Damals erklärt.